

Die Freiheit ist bunt – lasst allen ihr Leben

Das Luzerner Theater macht mit «Totreif» die Geschichte des Unrechts an den Jenischen zum Thema. Ein Lob der Bäuerinnen inklusive.

Susanne Holz

«Familie stösst einem zu»: Diesen zentralen Satz spricht Amélie Hug als 17-jährige Matilda im Stück «Totreif» aus, das am Samstag seine Premiere in der Box des Luzerner Theaters feierte. Ja, der Mensch kann sich die Familie, in die er hineingeboren wird, nicht aussuchen. Und auch nicht das Land, in welchem er auf die Welt kommt, die Region oder den Kontinent.

Das Schicksal ist ein Glücksspiel, und manchmal verläuft es so böse, dass es aus eigener Kraft kaum zu wenden ist. So erging es den Jenischen im 20. Jahrhundert in der Schweiz. Ein erst kürzlich vom Bundesrat anerkanntes Rechtsgutachten kommt zum Schluss, dass die Verfolgung der Jenischen und Sinti zwischen 1926 und 1973 nach heutigem Völkerrecht als «Verbrechen gegen die Menschlichkeit» zu bezeichnen ist. Viele Jahrzehnte riss die Pro Juventute mit ihrem Programm «Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse» systematisch jenische Familien entzwei. Kinder wurden ihren Eltern weggenommen, Erwachsene später unter Vormundschaft gestellt.

Gedanken so schwer wie die Schuhe an den Füessen

Mit «Totreif» bringt das Luzerner Theater dieses traurige Thema im Schauspiel von Fabienne Lehmann, Hausautorin in der vergangenen Spielzeit, auf die Bühne. Lehmann, aufgewachsen auf einem Bauernhof im Kanton Bern, verknüpft den kulturellen Genozid der jenischen Bevölkerung mit dem ländlichen Schweizer Leben des ver-



Unabhängig und frei? Tini Prüfert als Helvetia mit Speer und Schild vor ländlicher Kulisse.

Bild: Ingo Hoehn/Luzerner Theater

gangenen Jahrhunderts. Die Autorin erzählt die Geschichte von Celio (Mario Fuchs), der als Kind seiner jenischen Mutter entrisen wurde, und von Celios Tochter Matilda, die Jahre später, im Zusammenleben auf einem Hof mit ihrem verschlossenen Vater, nach Antworten sucht: «Ich bin sieben und verstehe, dass mit meinem Vater etwas nicht stimmt», blickt die Siebzehnjährige im Stück einmal zurück. Oder: «Bei Papa ist kein Platz für Fragen. Es ist eine unsichtbare Mauer um ihn.»

Die Inszenierung beginnt jedoch mit einer anderen Person, nämlich Michael (Christian Baumbach), dem Stiefbruder von Celio und leiblichem Sohn der Bäuerin, die Celio mit zwölf Jahren in ihre Familie aufgenommen hat (Tini Prüfert). Michael sitzt nachdenklich am Küchentisch, die Gedanken so schwer wie die Schuhe, die er trägt.

Das Bühnenbild (Saskya Germann) ist so sprechend, dass es ein ganz grosses Lob verdient, ebenso die Menschen in der Schreinerei des Theaters, die es

gebaut haben. Von Null auf Hundert fühlt man sich in eine ländliche Welt versetzt, eine, die von Armut, aber auch von Gemeinschaft und einer gewissen geistigen Freiheit erzählt, die sich die Menschen auf dem Land oft einfach erlauben.

Da ist der Tisch auf einem Podest, da ist ein alter Wohnwagen, da sind eine Gartenbank und ein Plastikstuhl mit einem Blumenkasten darauf. Da sind ein Besen, eine Schaufel, eine rostige Leiter, da sind Steine, Tonnen, niedrige Hocker und

blecherne Milcheimer. Tini Prüfert erhebt sich aus diesem Bild als allegorische Figur in Schwarz und sagt: «Heimat nennt ihr mich? Ihr fragt euch, warum ich mich so sehr verändert habe? Als ob ich es wär', die sich verändert.» Tini Prüfert erobert die Bühne auch als Helvetia im Kleid mit langer roter Schleppe, mit Schild und mit Speer, dazu erklingt die Fanfare, die beim Auftritt des britischen Königs gespielt wird: Die Helvetia möchte einen Schweizer Pass und tut sich schwer, einen zu

bekommen, weil sie schlicht keinen Nachnamen hat.

Nehmt den Mitmenschen den Grund zur Wut

Die allegorischen Figuren und auch die drei Figuren von Michael, Celio und Matilda sorgen zu Beginn des Stücks für etwas Verwirrung. Es wird viel erzählt und viel in die Vergangenheit geblickt. Michael soll Matilda das jenische Schicksal ihres Vaters Celio, über das dieser nicht sprechen will, näher bringen. Gut ist, wenn das der informierte Zuschauer schon vorher weiss.

Die zwei grossen Themen des Stücks – ländliches Leben und jenisches Schicksal – scheinen sich mitunter gegenseitig etwas im Weg zu stehen. Nichtsdestotrotz ist es toll, dass auch die Rolle der Bäuerinnen im 20. Jahrhundert zur Sprache kommt. Es dürfte vielen noch bekannt sein, dass gerade die Frauen oft doppelt und dreifach geschuftet haben. «Heute würde man jemanden einsperren, der seiner Frau so viel zumuten würde», heisst es einmal im Stück.

Ein anderes Mal: «Wir sollen nicht wütend sein. Dabei wollen wir gar nicht wütend sein.» Das ist vielleicht die wichtigste Botschaft der Inszenierung: Behandelt eure Mitmenschen so, dass sie keinen Grund mehr haben, wütend oder traurig zu sein. Und auch: Egal, ob man nun sesshaft oder reisend ist, es gibt kein Richtig oder Falsch. Die Welt ist nicht Schwarz und Weiss und die Freiheit ist bunt.

«Totreif» am Luzerner Theater
Nächste Aufführung am 3. April,
letzte Aufführung am 16. Mai.
www.luzernertheater.ch

Mehr Geissen im Alltag: Kunz und künftige Lehrpersonen singen

«Jetzt singe mer eis» von Kunz will Schweizer Musikkultur zurückbringen. Mit dem Chor der Pädagogischen Hochschule gab er drei Konzerte.

Diana Sonja Tobler

Mal ganz ehrlich: Wann haben Sie zuletzt abends mit Ihren Liebsten gesungen, anstatt den Fernseher anzustarren? Das gemeinsame Singen und somit auch traditionelle Volkslieder geraten je länger, je mehr in Vergessenheit. Um das zu ändern, hat Marco Kunz mit befreundeten Musikern die Initiative «Jetzt singe mer eis» ins Leben gerufen.

Ein Teil davon sind Konzerte, die Schweizer Volkslieder wieder unters Volk bringen sollen. Eines davon wurde am Samstagabend im Mailhof zusammen mit dem Chor der Pädagogischen Hochschule Luzern und mehreren Schulklassen aus Kastanien und Büren (Oberdorf NW) realisiert. Zwei weitere folgten am Sonntag.

Lebendige Musiktradition in allen Landessprachen

Dass ein Wiederbeleben dieser Musikkultur nicht als reines Forschungsprojekt gelingen kann, liegt auf der Hand. Gerade Lieder werden mündlich überlie-

fert, womöglich noch je nach Dialekt leicht anders. Und gerade in der Schweiz mit ihren vier Landessprachen sorgt das für Hemmungen.

Doch schon ab dem dritten Lied («Adu mon bi payi») bemüht man sich, den Röstigraben zu überwinden. Zwar noch etwas uneinig in Intonation und gegen oben etwas heiser, findet man sich spätestens eine Nummer später (Chante en mon cœur) a cappella, wenn die Verstärkung von Chor, Band und Kunz das gemeinsame Hören nicht mehr erschwert. Diese Harmonie erhält sich der PH-Chor bis zum Ende des Konzerts.

So geht's weiter mit «Hansli», einem Naturjodel, Italienisch, Rätoromanisch. Traditionell muss nicht langweilig sein. Gerade und ungerade Taktarten, Taktwechsel, Pop-Einschläge und kreative Reharmonisierung in der Begleitung (Band: Christoph Pfändler am Hackbrett, Adrian Würsch am Schwyzerörgeli, Michael Chylewski am Bass und Pirmin Lang am Klavier) lassen immer wieder aufhorchen.



Kunz mit Schulklassen und dem Chor der Pädagogischen Hochschule Luzern im Hintergrund.
Bild: zvg/Thomas Zimmermann

Die Nidwaldner Klasse zeigt mit einer rhythmischen Stockperformance die körperliche Dimension des Musizierens. Ein Gegenpol zur fortschreitenden Digitalisierung auch im Klassenzimmer. Tatsächliches Erleben, nicht nur ständige Repräsentation ist Kern der Sache. Das sagt auch Kunz. Damit Kinder wieder mehr singen, müssen wir bei ihren Bezugspersonen anfangen. Denn wie beim Lesen und Kopfrechnen ist auch in musischen Fächern die eigene Praxis Grundvoraussetzung für gelungene Vermittlung. Das Projekt soll angehende Lehrpersonen also dazu inspirieren, auch selbst einmal Musikprojekte durchzuführen.

Mitschunkeln und Geissen melken für alle

Das decken die Studierenden des Chors ab. Doch wo bleiben dabei die Eltern und Familien? Im Publikum sind viele. Wenn die Schulklassen auftreten, wird gefilmt, Köpfe recken sich und kleine Geschwister winken aufgeregt. Und es wird auch aktiv

gesungen. Beim «Buurebüebli» ist das Publikum zum Mitsingen eingeladen und schunkelt spätestens bei «mol füre, mol hindre» begeistert mit.

Im folgenden Quodlibet multipliziert sich das Singenerlebnis, ohne grosse Einteilung wird das Publikum vierstimmig, man schliesst sich der Solostimme (Nicole Stofer, Adina Wullschleger, Elin Hoekstra oder Jan Lauber) an, die man grad bevorzugt. Die Stimmung ist schnell ausgelassen, der Mitsingeteil genauso schnell auch wieder vorbei. Angesichts des Konzertmottos hätte man sich gerne auch noch länger beteiligt.

Der Rest des Konzerts ist rasend schnell vorbei, zur Zugabe wird die Geschichte «Chlini Geiss» erzählt. Ein rundes Finale. Um auch in den Alltag mehr Geissen zu bringen, gibt es das Volksliedarchiv. Kunz und Co. haben dafür über 80 Lieder aufgenommen, 60 davon sind bereits erschienen, der dritte Band der Sammlung kam seit kurzem als CD, Notenheft oder digital bezogen werden.